

alliteraverglag

edition monacensia
Herausgeber: Monacensia
Literaturarchiv und Bibliothek
Dr. Elisabeth Tworek

Oskar Maria Graf

Gelächter von außen

Aus meinem Leben

1918–1933

Text der Erstausgabe von 1966

Mit einem Nachwort von Ulrich Dittmann

 Münchner Stadtbibliothek®
Monacensia
Literaturarchiv und Bibliothek

aliteraverlag

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:
www.buchmedia.de

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

November 2009

Allitera Verlag

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

Copyright © Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

1966 erschienen im Verlag Kurt Desch GmbH, München

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink

unter Verwendung eines Ausschnitts des Gemäldes

»Das Foyer oder der Babylonische Turm« (1931) von dem Graf-Freund

Josef Scharl (1896–1954)

Da Rechteinhaber von Scharl nicht zu ermitteln waren, bitten wir,

Ansprüche an den Verlag zu richten.

© 2009 für diese Ausgabe: Landeshauptstadt München / Kulturreferat

Münchner Stadtbibliothek

Monacensia Literaturarchiv und Bibliothek

Leitung: Dr. Elisabeth Tworek

und Buch&media GmbH, München

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany · ISBN 978-3-86906-007-1

Inhalt

Als Einleitung: Einige notwendige Erklärungen zum Inhalt und eine Bemerkung über meine Berufsauffassung

1. Ein Buch entsteht wider Willen	15
2. Die Firma bekommt einen Namen	27
3. Seltsame Wirkungen	35
4. Alles kommt ins Rutschen	44
5. Von einem Spanferkel, vom Seppi und vom Anständigsein ...	56
6. Vorgeschnack der heroischen Zeit	71
7. Der Bluthund taucht auf	86
8. Theater nicht – aber Leben	102
9. Dichter	114
10. Bewerber	126
11. Schauspieler, Dunkelmänner und Menschen	137
12. Das Unterste kehrt sich nach oben	153
13. Als erklärende Einschaltung: Familiäre Angelegenheiten ...	171
14. Freuet euch, der Retter kreuzt auf!	196
15. Der liebe Gott und der gute Zufall	213
16. Eine blamable Entdeckung	236
17. »Wohin rollst du, Äpfelchen? ...«	254
18. Was einem so unterkommt	277
19. Die »Heimsuchung«	293
20. Don Quichotte im kleinen	304

21. Was man so Durchbruch nennt	317
22. »Der Mann mit der Erotik«	332
23. Fidelitas während der Galgenfrist	345
24. Mitten im Sturm – ländliche Idyllen	365
25. Ende einer bewegten Zeit	384
Nachwort	409
Editorische Notiz	415

Einige notwendige Erklärungen zum Inhalt und eine Bemerkung über meine Berufsauffassung

Im ersten Teil dieses Buches handelt es sich noch um Erlebnisse während meiner Münchner Zeit vom Ende des Ersten Weltkrieges bis zu meiner Emigration im Jahre 1933. Gesagt sei auch, daß mit dem »schwarzen Fräulein« in *Wir sind Gefangene* meine verstorbene, zweite Frau Mirjam gemeint ist, die mich vierzig Jahre ertragen hat und mich in jeder Hinsicht zum Inhalt ihres harten Lebens machte. Mit ihrem unverdient schmerzhaften Tod in New York verstarb mir das Beste des Lebens für immer. Für »Schorsch« und »Maria Uhla« figurieren nunmehr die richtigen Namen meiner ältesten, ebenfalls schon verstorbenen Freunde: der Maler Georg Schrimpf und seine erste Frau Maria Uhden.

Zeitlich überschneidet sich das jetzt Erzählte manchmal mit der früher geschriebenen Autobiographie. Das könnte als leichtgemachte Wiederholung, als breit ausgewalzte Verwichtigung von bereits Bekanntem mißverstanden werden. Im Gegensatz dazu handelt es sich aber um ein Nachholen von unbekanntem Erlebnissen und Geschehnissen, die für mich erst in der nachdenklichen Rückerinnerung insofern Bedeutung gewonnen haben, weil sie – wie mir scheint – auch aufschlußreich für die Atmosphäre der damaligen Zeit sind. Für diese Zeit nicht weniger als für die Haltung der Menschen meiner Generation, die sich infolge des geradezu überrumpelnden fortwährenden Wechsels der politischen und wirtschaftlichen Zustände überhaupt nicht mehr festigen konnte, so daß sie dem heraufkommenden Unheil nach 1933 ungewappnet und völlig hilflos gegenüberstanden und, ohne daß sie es wollten, einfach mitgetrieben wurden.

Das rasche Vergessen und Übergehen der Erlebnisse, von denen nunmehr berichtet wird, hatte aber auch darin seinen Grund, daß ich sie

nicht allzu ernst nahm und für zu anekdotisch hielt, um in die erste Autobiographie aufgenommen zu werden. Das hätte eine geschwätzig Überladenheit ergeben und nicht zum Grundton des Buches gepaßt, in welchem trotz aller lapidaren, oft simplen Eindeutigkeit des Ganzen – wenn auch unbewußt und ungewollt – das Bekennerhafte und das rebellische Pathos jener wilden Aufbruchsjahre überwiegt. Die Unbedingtheit dieses Pathos ließ kein gelassenes Überschauen zu. Dasjenige, was einem damals unmittelbar widerfuhr, war zu aufwühlend und verwirrend, und der kaum Dreißigjährige war weder fähig noch gewillt, sich der resignierten Einsicht zu beugen, daß selbst das Beste, wonach der einzelne Mensch, wonach die Regierenden und die Völker trachten oder zu trachten vermeinen, durch die Unzulänglichkeit und das Zwiespältige aller Menschennatur höchst fragwürdig bleibt und nur zu oft ins gerade Gegenteil umschlägt – ohne daß dies gewollt wird. Wer aber, so frage ich, sollte in Anbetracht dieses sich immer wiederholenden Verhängnisses sich nicht resignierend daran gewöhnen und eingestehen, daß er im flutenden Meere des Lebens nicht mehr ist als ein winziges, unwichtiges Sandkorn wie jeder andere? –

Auf die Idee, die vor vierzig Jahren niedergeschriebene Autobiographie seiner unbedenklich rebellischen Jugend nunmehr als Siebzigjähriger weiterzuführen, konnte nur ein eitler Narr kommen, ein Mensch, der sich mit fast manischer Besessenheit einbildet, ausgerechnet sein Leben sei wichtiger als dasjenige irgendeines anderen Dutzendmenschen. Schriftsteller sind ja für eine solche Selbsttäuschung besonders anfällig. Dennoch lasse ich mich nicht davon abbringen, daß außer der stoisch dulddenden Masse der Arbeitsmenschen nur noch Narren dieser Art stets den Gang der Welt aufrecht erhalten und das Leben erträglich machen. Die einen *erhalten* es, und die anderen *unterhalten* es.

Nicht weniger anfällig für Selbsttäuschung sind ganze Völker. So entsteht dann Geschichtsschreibung, eine protokollarische Zusammenfassung von dürren Fakten, vorgenommen von gelehrten Professoren, deren scheinbare Objektivität in der Regel nur von dem Gruppenstandpunkt bestimmt wird, der zur Zeit gültig ist. Dabei entsteht stets etwas, wobei nie gelacht oder Lachen erzeugt werden darf. So etwas geschieht ganz woanders. Das bleibt dem gewöhnlichen Schriftsteller vorbehalten, denn er ist alles andere als korrekt-strenger Protokollführer. Er ist meist ein schlampiger, frecher,

eigenwilliger Chronist des Alltäglichen. Ihm kommt es nicht auf die Fakten, sondern auf wirkungsvolle Pointen an. Seine eingeborene Mitteilbarkeit wird angetrieben von der unausrottbaren Menschenlust am Klatsch, einer Lust, bei welcher sich funkelnde Ausschmückungsfreude, natürliche Sentimentalität, springlebendige Heiterkeit und übermütige Bosheit wie von selbst ineinander mischen. Der Schriftsteller hängt am Anekdotischen, ihn interessiert Bismarcks Freßlust mehr als der ganze Krieg von 1870/71. Er klammert sich stets an das Nebengeschichtliche, das zwischen dem scheinbar großen Geschehen fast unbeachtet dahinläuft. Er erzählt Geschichten. Aus einem bunten, unendlich vielfältigen Sammelsurium alltäglicher Winzigkeiten bezieht er seine Stoffe und seinen jeweiligen Standpunkt, und beide wechseln ebenso schnell wie seine Lust. Im Grunde genommen ist er völlig standpunktlos, denn er mischt sich nicht ins Geflecht desjenigen, was er erzählt, und eben darum ist er der einzig wahrhafte Objektive. –

»Soso? So ist das? ... Hmhm, grad schön bringst es daher, dein Durcheinander. Man kennt sich oft gar nicht mehr aus, aber zuhören könnt man dir ewig«, loben die Bauern einen flotten Wirtshausunterhalter, der ihnen Geschichten, Witze und Schnurren erzählt, und jeder geht erheitert und zufrieden nach Hause und behält bloß das, was ihm am meisten gefallen hat. Nicht anders ist's mit dem Schriftsteller, und am ehesten trifft das auf einen zu, der es unternimmt, sein ganzes Leben darzustellen. Ist dieses Leben allzu bunt und allzu abwechslungsreich und bewegt gewesen, wie schwer fällt es ihm, diese sinnverwirrende Fülle in eine sinnvolle Folgerichtigkeit zu bringen. Er steht im ewigen Kampf mit der Zeit, und Vergangenheit und Gegenwart gehen ihm ständig ineinander und durcheinander.

Sinnverwirrend genug war schließlich die Zeit für uns alle, die wir durchleben mußten. Die »Geschichte« hat uns so arg mitgespielt, daß wir ihr tief mißtrauen. Jeder möchte sie am liebsten aus seinem Bewußtsein schieben wie etwas, das für ihn nicht mehr existiert. Leider aber ist er mit den Millionen seinesgleichen dazu bestimmt, seit eh und je das Material für diese Geschichte abzugeben. Aus ihm, der in der ungeheuren Masse gesichtslos bleibt und eben deswegen gleichsam zum Symbol der gewaltigen anonymen Kraft emporwächst, welche die Welt bewegt, wird sie gemacht. Es ist unmöglich, sich dagegen zu wehren; es gliche einem Kampf gegen einen unsichtbaren Feind,

von dem man sich unsinnigerweise einbildet, er sei ein für allemal zu verschrecken oder ganz zu vernichten.

Dieses Hineingestelltsein ins Geschichtliche hat freilich nichts mehr mit dem zu tun, was die hochgebildeten Fachgelehrten und Professoren im Nachhinein literarisch als Geschichte postulieren, es ist vielmehr unser aller Schicksal. Als privater Mensch kann man sich nur dazu stellen: entweder ablehnend und unversöhnlich feindlich, resignierend und fatalistisch, oder mit gewitztem Galgenhumor und einem alles zerschmetternden Gelächter. Aber wehe dem, der also lacht, und zwar nicht in der Art eleganter Literatur-Ironie, wie sie Thomas Mann in unserem Schrifttum geläufig gemacht hat, und erst recht nicht in der Weise hochgerühmter heutiger Autoren, die durch ihre nonchalante Wortderbheit und grotesken Übertreibungen in der Darstellung bisher ängstlich verschwiegener Menschlichkeiten vermeinen, dies sei nun das explodierende Lachen, das alle Dummheit und Verlogenheit der Welt zersprengt – nein, nein, sondern der also lacht, so kutschergrob und unverfroren wie ein völlig respektloser Flegel, dem nichts, aber auch gar nichts mehr heilig ist. So einer macht sich besonders bei uns Deutschen in allen Kreisen suspekt, ihn gar zu den Humoristen zu zählen, gälte als höchst blamabel.

Der zwerchfellberstende Humor eines Cervantes, das vulkanische Lachen Rabelais', die vernichtende Lapidarität Swifts und selbst die bäuerliche Verschmitztheit des *Eulenspiegels* de Costers – höchstensfalls Heine versteht sich neben seinem Witz noch auf ein derart niederreißendes Gelächter. Schon deshalb würden wir ihn am liebsten aus der deutschen Literatur ausklammern und ins rein Jüdische verlagern. Unsere rätselhafte Einstellung zur Literatur verträgt es nicht einmal, wenn ein Schriftsteller nur Humorist ist. Eine solche Ausschließlichkeit gilt als nicht literaturwürdig und wird eingereiht ins vulgär Spaßmacherische. Ausgenommen die schadenfreudige Lustigkeit Wilhelm Buschs und der stets honett bleibende, melancholisch wohltemperierte Humor Wilhelm Raabes, die beide unserem Volkscharakter entsprechen, gilt bei uns Deutschen der Humor in der Literatur lediglich als erwünschte Zutat. Wir lieben alles, was »mit sonnigem Humor durchwürzt« ist, das auch gern mit provinzieller Satire in Kreuzstichmanier angereichert sein darf, nur nicht die grobe Direktheit eines verwilderten Lachens in einem Buch, das auf nichts mehr Rücksicht nimmt. Sehr rasch wird ein solcher Autor, insbe-

sondere wenn er sexuelle Angelegenheiten in gleicher Weise belacht, als anrühiger »Pornograph« bezeichnet oder gar in die Nähe jenes fragwürdigen Humors gerückt, der als Zotenreißerei auf sogenannten Herrenabenden kursiert. Aber ganz abgesehen vom Sexuellen, ein Schriftsteller, welcher nichts mehr allzu ernst nimmt und über fast alles, was er erlebt, in ein barbarisch respektloses Gelächter ausbricht, ein solcher Humorist kann bleiben, wo er will, wir Deutsche verbannen ihn menschlich und literarisch in seine eigene Narrenfreiheit. Wenn er in dieser Isoliertheit sein Genüge findet, kann er zusehen, ob sich's so halbwegs erträglich weiterleben läßt. –

Um in diesem Zusammenhang leidigerweise wieder auf mich zurückzukommen: Ich habe mich immer und immer wieder gefragt, woher denn das kommt, daß mir meistens alles an mir und in mir höchst lächerlich vorkommt; und noch weniger bekam ich eine Antwort darauf, wieso mich das stets dazu verführt, von mir auf andere Menschen – ganz gleichgültig, ob Freund oder Feind – zu schließen. Mag sein, daß die weitgehende Respektlosigkeit, die meine selige Mutter mit Ausnahme religiöser Angelegenheiten allen Menschen und Geschehnissen entgegenbrachte, sich als etwas urtümlich Bäuerliches auf mich vererbt hat. Noch immer aber wirkt ein unvergeßbarer makabrer Traum in mir nach, der sich seither mit einer Kraft, die ich mir einfach nicht erklären kann, zu einer Zwangsvorstellung verdichtet hat, welche sofort einsetzt, wenn es bei mir oder anderen um sehr ernste, ja oft entscheidende Dinge geht. Mittendrin glaube ich, rund um mich herum, von oben und unten, erschalle auf einmal aus dem Unsichtbaren ein gewaltiges Spott- und Hohngelächter. Die Folge davon ist natürlich, daß mir in diesen Augenblicken rein alles zum Unsinn wird, genau wie damals im Traum in meinem Münchner Atelier einen Tag nach dem Hitlerputsch am 10. November, den ich noch in aller Deutlichkeit vor Augen habe. Irgendwer klopfte an meine Ateliertüre und schrie sehr dringlich: »Herr Graf, laufen Sie sofort auf und davon. Sie kommen und wollen Sie köpfen!« Ich schwang mich aus dem Bett und rannte im Hemd die Treppen hinunter, rannte durch viele Straßen und überall lachten mich gaffende Leute an. Sie lachten und lachten, obgleich ich schrecklich verängstigt einfach kopflos weiterrannte, weil ich hinter mir immer die Stiefelschritte meiner Verfolger hörte. »Hilfe, Hilfe! – Helft mir doch, helft!« schrie ich schließlich, ganz und gar erschöpft, als mich zwei uniformierte Nazis packten,

und immer noch lachten die Leute rundherum. Sie schoben mich hinten in ihr Auto wie ein Brett, und komischerweise dachte ich dabei immerzu: »Ja, wieso denn, die sind mir doch nachgelaufen, woher haben sie denn auf einmal das Auto?« Die hinteren Türen dieses Autos waren offen, so daß mein Kopf auf der einen und meine nackten Füße auf der anderen Seite hinausragten. Als das Auto ansurrte und wegfuhr, lachten die Leute noch schriller. Ich fing auf einmal schrecklich zu weinen an, und da waren wir schon auf der breiten Ludwigstraße vor dem Gerüst einer Guillotine, auf deren Treppen Männer standen, die immer nachrückten, wenn droben einer geköpft war und »Der nächste!« gerufen wurde. Ich schlotterte vor Angst, weinte und weinte, sah nichts durch meine zerflossenen Augen und hörte bloß dieses grauenhafte Gelächter rundherum, und da stand plötzlich der »Seppi« vor mir, lachte ganz gemütlich, faßte mich am Arm und sagte: »Brauchst keine Angst zu haben, Oskarl, es tut gar nicht weh –«, und schob mich auf die Treppe. »Ah, du bist gleich im Hemd, sehr gut«, sagte droben der Henker, ein riesengroßer Kerl, und drückte mich aufs Brett; ich spürte, wie er die Riemen zuschnallte, und schrie furchtbar: »Hilfe, Hilfe!« und spürte wiederum, wie das scharfe Beil in mein Genick sauste. Und auf einmal stand ich ohne Kopf auf einer weiten Wiese, und der Schneider Steer, bei dem ich als Bub das Zitherspielen gelernt haben sollte, setzte mir den Kopf wieder auf und sagte: »Da siehst du's Oskarl, es ist gar nix dabei bei derer Köpferi.« Ich blutete nicht und weinte auch nicht mehr; ich war auch nicht mehr im Hemd, sondern vollständig angezogen und fragte den Steer: »Ja, wo sind wir denn eigentlich?« – »Tja«, sagte er: »Das ist's eben ... Das weiß ich auch nicht.« Nichts war um uns als eine unendliche leere Wiese, so fremd, wie mir noch nie etwas in meinem ganzen Leben vorgekommen ist ...

Das Schlimme ist, daß mich dieser Traum oft mittendrin, wenn ich mit Menschen zusammen sitze oder ernsthaft etwas aushandle, heimsucht und daß ich auf einmal zu hören glaube, wie es unsichtbar ringsherum lacht. Nach dem ersten kleinen Schrecken füllt sich dann mein ganzer Körper mit einer unbeschreiblichen Fadheit, und unvermeidbar hat sich dadurch eine Empfindung in mich hineingenistet, als wäre unser ganzes Leben wirklich nur eine einzige graue Trivialität. Mit dem zunehmenden Alter, das uns alle immer mehr darauf stößt, daß unsere Aufenthaltsbewilligung auf dieser Welt bald abgelaufen

sein wird, überkommt mich dann plötzlich die kindliche Sentimentalität, mich danach umzusehen, was denn nun eigentlich dieses mein Leben lebenswert gemacht hat, und nichts leuchtet dabei auf als ein Bündel Erinnerungen. Dieses Wenige aber erzeugt eigentümlicherweise eine so dankbare Rührung, daß ich fast glaube, alles Gelebte sei einzig und allein nur dieser Erinnerungen wegen geschehen. Tröstlich ist's, wenn das Heitere, das überströmend Lustige in diesem Bündel so grell aufleuchtet und so deutlich erkennbar wird, daß man – als wäre man jäh zurückversetzt in diese glücklich-übermütigen Jahre – so erlöst und befreit lacht, daß jenes Hohnlachen aus dem Unsichtbaren verstummt. –

Ganz grundlos ist's also doch nicht, was mich darauf gebracht hat, diese Erlebnisse ohne Rücksicht darauf, ob sie zeitlich folgerichtig ineinandergehen, niederzuschreiben. Auch dabei kam es mir auf das Erzählen aus dem Stegreif an.

I.

Ein Buch entsteht wider Willen

Ich weiß nicht, wie vielen ich das schon erzählt und wo ich das schon veröffentlicht habe: Als ich infolge meiner hartnäckig betriebenen Schriftstellerei immerhin schon einiges verdiente und nach und nach sogar ein wenig Fett ansetzte, fragten hin und wieder Leute meine Mutter auf dem Dorfe, wie es mir ginge und was ich mache.

»Ja, ich glaub', er hat jetzt seinen Verdienst«, gab sie ihnen zur Antwort: »Er ist jetzt bei der Zeitung.«

»So, bei der Zeitung«, wollten die Neugierigen wissen: »Was macht er denn da?«

»Er trägt sie aus«, sagte sie. Sie interessierte sich weder, noch konnte sie sich im geringsten vorstellen, wie eine Zeitung zustande kam. Noch unvorstellbarer aber war ihr, die sich von früh bis spätherum plagte, daß ein gesunder Mensch wie ich sich nicht auch körperlich plagen müsse. Im übrigen war es ihr nicht wichtig, wodurch jemand sein Fortkommen hatte. Wenn es ihm einigermaßen gut dabei ging, mußte sein Geschäft schon reell sein.

Als ich ihr viel später einmal zu erklären versuchte, wie denn das sei mit der Schriftstellerei, schaute sie mich ziemlich zweifelnd an und fragte: »Und die ganze Zeit kannst du dabei sitzen, und schwitzen mußt du bei deiner Schreibung gar nie?«

Nachdem ich das zugab, bekam der Ausdruck ihres faltenreichen Gesichtes einen bäuerlich-pfiffigen Zug, als belustige sie sich darüber, daß so ein ausgefallener, aber offenbar durchaus statthafter Schwindel tatsächlich Geld einbringe, und leicht verschmitzt kicherte sie mich an: »Ja, der Dümme bist du noch lang nicht.«

In bezug auf das Sitzen muß ich ihr recht geben, aber wenn mir auch das Abfassen und Schreiben vieler kleinerer und größerer Arbeiten leicht von der Hand geht, bei mancher habe ich doch fast Blut und Wasser geschwitzt. Und das Arge ist, daß ich, wenn eine Geschichte

oder ein Buch fertig geschrieben, gedruckt und mir fremd geworden ist, doch nie damit zufrieden bin und am liebsten alles wieder von vorn bis hinten neu schreiben möchte.

Zum Glück vergesse ich schon nach kürzester Zeit Inhalt und Handlung vollkommen, und Freunde, die sich mitunter den Scherz machen, mir etwas davon zu erzählen, ohne meinen Namen zu nennen, staunen stets ungläubig, wenn ich mich an nichts erinnere und es mir vorkommt, als hätte ich so etwas nie geschrieben. Das bestärkt mich immer wieder in der Meinung, daß ich überhaupt kein Schriftsteller oder Dichter, sondern ein ausgesprochener Stegreiferzähler ungefähr in der Art herumwandernder Scholaren aus früheren Zeiten bin, der, je nachdem wo er hinkommt und wie sich's gerade ergibt, mündlich sein Bestes dazu beiträgt, um die Unterhaltung abwechslungsreich und anregend zu machen.

Erzählen ist ohne Zweifel etwas Grundgeselliges, das die Menschen – wenigstens solange sie zuhören – einander näherbringt. Ein Leser dagegen braucht das Alleinsein. Er kann höchstensfalls einem anderen umrißhaft davon vorschwärmen, was ihn beim Lesen freudig bewegt, ergriffen und erschüttert hat. Wie anders ist's beim mündlichen Erzählen: Eine zufällige Bemerkung bringt den Erzähler auf den Einfall, die aufgestapelte Erinnerung an Gehörtes, Gelesenes oder Selbsterlebtes zu berichten. Ganz improvisatorisch und absichtslos beginnt er, und langsam kommt ihm das Interesse der Zuhörenden entgegen. Mehr und mehr merkt er, wie der Klang seiner Stimme und der wechselnde Tonfall, in welchem er ein Wort, eine Redewendung, einen Satz ausspricht, seine Resonanz erweitert. Es gibt nicht jene Distanz, die alles Gedruckte beim Lesenden erzeugt. Ein lebendiger Mensch schafft, zwanglos dahinerzählend, eine unnachahmliche wirklichkeitswarme Atmosphäre, die durch eine unterstreichende Geste, ein listiges Augenzwinkern, ein mitbeteiligtes Lächeln oder sonst ein geschwindes eingängiges Mienenspiel belebt wird. –

Ich habe vom mündlichen Erzählen am meisten gelernt, und aus diesem Grund mich daran gewöhnt, fast alle meine Romane fortsetzungsweise während des Entstehens Freunden vorzulesen. Nur so entdecke ich jede weitschweifige Flausenmacherei und Unnatürlichkeit in den Dialogen, nur dadurch gewinne ich die Einsicht, daß jeder Satz eine logische Aktivität besitzen muß, um den folgenden zu aktivieren. –

Dennoch geht mir nichts über das immer bereite mündliche Erzäh-